

Anita Flessenkämper-Bucher

# Blidenknecht

Herr Minder tappt in einen Fall

*Ein Laupener Krimi*

# Blidenknecht

Herr Minder tappt in einen Fall

Donnerstag, 1. August

Herr Minder lag bäuchlings auf dem Bettvorleger und lockte: «Komm Prinz. Da schau. Mmh, feine Wurst, ja, feine Wurst.» Doch Prinz, Herrn Minders Appenzeller Hund, tat keinen Wank. Herr Minder konnte betteln und befehlen, so viel er mochte. Zuerst das Feuerwerk und nun der Donner waren Prinz entschieden zu viel für einen Abend. Zitternd kauerte er im hintersten Winkel unter dem Bett.

«Dann halt nicht», sagte Herr Minder mehr zu sich als zu Prinz und stand auf. Er setzte sich auf das Bett und rieb die Knie. Arthrose. Aber er wollte nicht klagen. Schliesslich war er siebzig. Ausserdem war der Selbstmord seines Neffen vor anderthalb Jahren nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Immerhin hatte Herr Minder auf dem Beifahrersitz des VW Golf gegessen, den sein Neffe gegen einen Pfeiler des Gümmenenviadukts gesteuert hatte.

Das heftige Zuschlagen eines Fensterladens schreckte Herrn Minder aus seinen Gedanken auf. Er eilte hinüber zum offenen Fenster, griff nach dem losen Laden und spähte einen Moment fasziniert in die nächtliche, vom zu-

ckenden Schein der Blitze gespenstisch erhellte Szenerie hinaus. Der Gewittersturm peitschte Regenstriemen über das Bahnhofsträsslein. Herr Minder konnte den keine hundert Meter entfernten Bahnhof kaum erkennen.

Vom Endbahnhof Laupen, einem typischen Vertreter der ländlichen Bahnhöfe aus einer Zeit, als die Bahnhofsvorstände noch in der Wohnung über dem Wartsaal zu wohnen pflegten und Geranienkästen die Bahnhofsfenster zierten, verkehrten zweimal stündlich Züge nach Bern. In Laupen gab es aber seit längerer Zeit keinen Wartsaal mehr. Sogar die Sitzbank auf der Gleisseite war vor Jahren abmontiert worden. Der Wartsaal diente seit der Schliessung des Schalters als Schaufenster des örtlichen Brocanteurs. Deshalb begegneten Reisende, die den Zug oder Bus am Bahnhof Laupen verliessen, zuallererst den Zeugen vergangener Zeiten, die im Schaufenster stilvoll inszeniert waren.

«Und das ist gar nicht so verkehrt», dachte Herr Minder. Laupen war schliesslich ein Ort mit Vergangenheit. Davon zeugte am deutlichsten das Schloss, das auf einer Felskanzel über dem Stedtli – dem mittelalterlichen Ortskern – thronte.

Als direkt beim Haus ein Automotor aufheulte, beugte Herr Minder sich vor. Neugierig, wer sich bei diesem Unwetter und um diese Zeit draussen rumtreiben mochte, blickte er hinunter auf die parkierten Autos hinter dem Haus. Frau Hirsbrunners betagter, weisser Volvo-Kombi fuhr rückwärts aus einer Parklücke. Herr Minder konnte das quietschende Geräusch der Scheibenwischer bis in den dritten Stock hinauf hören. Vermutlich wollte Charlotte Hirsbrunner ihre Freundin Bettina Jungen von einer verregneten 1.-August-Feier abholen. Die beiden waren vor einem halben Jahr in die Wohnung im ersten Stock gezogen, die nach Frau Wislers Wegzug mehr als ein Jahr leer gestanden hatte.

Herr Minder zog den Fensterladen zu und liess den Haken einrasten – nicht ahnend, wie viel Verdruss, Kopfzerbrechen und Gefahr ihm die eben beobachtete Autofahrt noch bescheren würde ...

\* \* \* \* \*

Es kostete Stefanie einige Überwindung, ihren Laptop zu starten. Sie hatte ein schlechtes Gewissen und fürchtete, im Posteingang eine gepfefferte E-Mail ihrer Freundin Francesca zu finden. Francesca hatte bestimmt mehrmals vergeblich versucht, sie per Handy zu erreichen. Sie konnte ja nicht wissen, dass Stefanies Vater einmal mehr zur ultimativ fiesesten Sanktionsmassnahme gegriffen hatte, die es für eine Fünfzehnjährige geben konnte: Er hatte ihr Handy konfisziert – falls man dieses veraltete Gerät überhaupt Handy nennen konnte! Stefanie hatte es vor zwei Jahren zum Übertritt in

die Sekundarstufe bekommen. Ein Nokia. Ohne Touchscreen. Prepaid! Das war kein Handy, sondern eine weitere Peinlichkeit in einem ohnehin nicht einfachen Alter. Doch was konnte man in dieser Beziehung von Eltern schon gross erwarten, die Handys noch Natel nannten ...

Biedermanns, Francescas Eltern, waren weit weniger spiessig als ihre eigenen. Die hatten zum Beispiel absolut nichts gegen die Freundschaft ihrer Tochter mit Stefanie. Stefanies Eltern dagegen waren der Ansicht, der Umgang mit Francesca übe einen schädlichen Einfluss auf ihre Älteste aus. Als ihre Eltern herausfanden, dass Stefanie am Abend des 1. August mit Francesca herumzuziehen plante, fuhren sie massives Geschütz auf – von wegen Francesca sei ein unerzogenes, kriminelles Früchtchen, das ausser Kleidern und Gielen nichts im Gring habe. «Wir», mit Betonung auf diesem ersten Wort, «können dich nächstes Jahr nicht auf eine Privatschule schicken wie Biedermanns ihre Francesca. Du musst selber schauen, dass du im Leben vorankommst», hatten ihre Eltern gesagt. Deswegen hatten sie Stefanie auch verboten, ein Profil auf Facebook zu erstellen. «Es ist schneller etwas Blödes auf dieses Facebook geladen, als du piep sagen kannst!», hatte ihr Vater befunden und zum wiederholten Mal darauf hingewiesen, dass sie sich dann eine gute Lehrstelle garantiert abschminken könne. Gerade als hätte Stefanie beabsichtigt, Nacktfotos von sich zu veröffentlichen!

Im Grund waren ihre Eltern erst richtig stressig, seit Stefanie und Francesca vor ein paar Wochen im Loeb etwas hatten mitgehen lassen und dummerweise dabei erwischt worden waren. Obwohl – angefangen hatte ihre miese Laune damit, dass Stefanie genau wie Francesca keine Empfehlung für das Gymnasium erhalten hatte. Und daran war vor allem Lanz, ihr Klassenlehrer, schuld. Und genau das hatten die beiden Mädchen ihm heute Abend heimzahlen wollen. Lanz war bekannt dafür, dass er sich bei der Froschbeobachtung auch mal volllaufen liess. Ein Filmchen davon auf dem Internet wäre eine coole Revanche.

Als Stefanie heute Abend das Haus also trotz Verbot durch ihr Zimmerfenster, das gegen den Garten und die Sense hinausging, hatte verlassen wollen, war sie von ihrer Mutter im letzten Moment abgefangen worden. Handy ade.

Es war inzwischen mitten in der Nacht, und draussen tobte das Gewitter. Stefanie sass im Schneidersitz auf ihrem Bett und öffnete mit klopfendem Herzen die E-Mail, die tatsächlich von Francesca war. Zu ihrer Überraschung war der Zusammenschiss gar nicht so schlimm. Francesca zeigte sich von der versöhnlichen Seite. Sie sei zwar stinksauer, dass Stefanie sie habe sitzen lassen. Aber sie habe dafür etwas Oberkrasses beobachtet – und mit

ihrem iPhone gefilmt! Die E-Mail endete mit den Worten: «Megagigageil!!!!  
Morgen Punkt 11 bei mir. CU Cesca.»



Freitag, 2. August

Die Nacht war dank des Gewitters um ein paar Grade kühler. In den letzten zwei Wochen hatten Tropennächte das halbe Stedtli um den Schlaf gebracht. Dafür sorgten letzte Nacht Blitz und Donner bis morgens um zwei für Betrieb. Prinz kroch trotzdem kurz nach Mitternacht unter dem Bett hervor und hüpfte mit einem Satz auf Ernas Bettseite, wo er seit ihrem Tod zu nächtigen pflegte.

Als Herr Minder erwachte, hielt er seinen Krimi immer noch aufgeschlagen in der Hand, die auf seiner Brust ruhte. Die Leuchtziffern seines Weckers zeigten eine Uhrzeit, die ihn mit einem Satz aus dem Bett gejagt hätte – wenn er sich nicht zwanzig Jahre älter gefühlt hätte, als er war. Der Rücken. Und die Beine. Sonnenlicht fiel zwischen den Lamellen der Fensterläden in schmalen Streifen ins Zimmer. Es war halb neun.

Die Morgentoilette beschränkte er auf das absolute Minimum. Schliesslich stand wieder ein heisser Tag bevor, der ihm ohnehin spätestens in einer halben Stunde den Schweiß über alle vier Backen treiben würde. Ohne seinen Morgenkaffee verliess er mit Prinz kurz darauf das Haus. Bei den Briefkästen neben der Türe stand Frau Hirsbrunner aus dem ersten Stock. Sie warf einen gelben Umschlag in alle Kästen. Er kannte sie kaum und konnte sich daher auf einen kurzen Gruss beschränken. Sie lächelte nur.

Herr Minder lenkte seine Schritte die Neuengasse entlang. Beim Elektrofachgeschäft überquerte er die Bösingenstrasse, die wie üblich stark befahren war, ging kurz darauf über den Parkplatz, betrat den nassen Rasen des Haldenweiherpärkleins, aus dem die Sonne feine Dampfschwaden aufsteigen liess. Herr Minder suchte den von Bäumen beschatteten Spielplatz vor dem Haldenweiher auf. Einen Moment blieb er dort stehen und beobachtete einen Jungen im Vorschulalter, der mit einer roten Plastikschaufel seinem auf dem Boden sitzenden, vor Vergnügen glucksenden und quiekenden jüngeren Geschwister Gras und Erde über den Kopf leerte. Die Mutter auf der Bank war in ihr Handy vertieft. Erst als es dem Kleinen zu bunt wurde und es zu schreien anfang, riss sich die Mutter von ihrem Handy los und begann mit den Kindern zu schimpfen. Herr Minder ging weiter. Er verliess den Park durch den Seiteneingang und warf vom Trottoir aus einen Blick zum Schloss hinauf, das auf dem Sandsteinfelsen über dem Stedtli und über der Flussebene von Sense und Saane hockte. Der Himmel darüber war bis auf ein paar letzte Wolkenfetzen strahlend blau. Herr Minder stieg mit Prinz den schmalen und steilen Weg am Waldrand hinauf. Ein paar Minuten später standen sie schnaufend auf dem Brätliplatz oberhalb des Schlossparkplatzes, und Herr Minder gönnte sich einen Blick auf das Schloss, das von der Morgensonne warm beschienen wurde.

Die Fahne hing nass und schlaff am Mast.

Herr Minder folgte nicht der Zufahrt zum Schloss, sondern spazierte gemächlich den Kiesweg zur Blide hinunter, die ihm jedes Mal wie eine gigantische hölzerne Heuschrecke vorkam.

Die Blide war ein gut vier Meter hohes, 1989 nachgebautes, mittelalterliches Katapult. In Laupen hegte und pflegte man die malerische Seite der Vergangenheit. Vereine kümmerten sich um die Erhaltung verschiedener Brauchtümer. Einer davon waren die Blidenknechte, die jedes Jahr am 21. Juni ihren traditionellen Auftritt hatten. Denn an diesem Tag wurde mit einer Feier der Laupenschlacht von 1339 und deren glücklichen Ausgang für das Stedtle und das damalige Bern gedacht. Höhepunkt der Feier war natürlich – neben dem Geläut der Pankraziusglocke, dem Apéro und den Bratwürsten – der Blidenschuss. Herr Minder hatte schon mehrere Schlachtgedenkenfeiern miterlebt und die Darbietung der Blidenknechte und Marketenderinnen in lebhafter Erinnerung. Es war ein eindrückliches Erlebnis, wenn die zehn Meter lange Rute der Blide durch das zwei Tonnen schwere Gegengewicht, das nach unten sauste, in die Höhe gerissen wurde – und mit ihr das Geschoss.

Heutzutage war das Geschoss kein Stein mehr, sondern ein grosser, mit Wasser gefüllter Sack, der gegen die hundert Meter entfernte Schlossmauer flog. Dem Aufprall des Wassersackes folgte traditionell der begeisterte Applaus der Zuschauer.

Nicht so dieses Jahr. Die letzte Feier endete in einem Fiasko. Das anschwellende Raunen der erbosten Zuschauer kurz nach dem Aufprall des Geschosses hatte ein paar wenige Applaudierende zum Verstummen gebracht. Die Ursache der Empörung war unübersehbar: An der Schlossmauer rann kein Wasser herunter, sondern giftgrüne Farbe. Trotz gewisser Nachforschungen war es bis heute ein Rätsel geblieben, wie dieser feige Anschlag eingefädelt worden war. Obwohl kein Schaden entstanden war – die Farbe erwies sich als leicht abwaschbar –, wurde der Vorfall auch als Angriff auf den Ort selber verstanden.

Wer diese Dreistigkeit zu verantworten hatte, stand sofort fest. Die hellgrüne Farbe erinnerte nur zu gut an die giftgrünen Postillen dieses selbst ernannten «Blidenknechts». Man war sich einig, dass dieser Ökofreischärler zu einer solchen Niederträchtigkeit imstande war. Leider wusste niemand, wer hinter dem Pseudonym «Blidenknecht – Aktion gegen die Trutzburgen spiessbürgerlicher Wohlstandsmentalität» steckte.

Herr Minder hatte sich wie jeder Laupener selber auch gefragt, wer es sein könnte. Am ehesten war es Erwin Baumeler, dem ehemaligen Gemeinderat, zuzutrauen. Baumeler war ein aufmüpfiger Mann, der kein Blatt vor den Mund nahm, wenn es darum ging, nicht nur den Laupenern, sondern der gesamten Menschheit ihre Umweltsünden vorzuhalten. Gewählt worden war er vor zwei

Jahren als Parteiloser mit staatstragenden, vernünftigen Ansichten. Ein Wolf im Schafspelz, wie sich nach der Wahl herausgestellt hatte. Aber gewählt war gewählt. Wenn auch in stiller Wahl. Denn es hatten sich trotz einer langen Suche, vielen moralingetränkten Überzeugungsgesprächen und zirkusreifer Überredungsakrobatik der Parteiverantwortlichen am Stichtag gerade so viele Kandidierende zur Verfügung gestellt, wie Sitze zu besetzen waren. Baumeler schien auf den ersten Blick sogar ein Glücksfall zu sein: ein guter Rhetoriker, Journalist und Redenschreiber für Politiker, soweit Herr Minder sich erinnerte. Kurz: Jemand, der Ahnung von Politik hatte und auch medientaugliche Communiqués verfassen konnte. Baumeler hätte allerdings mit Sicherheit keine zweite Amtsperiode erlebt, wenn er nicht schon vorher – genauer gesagt im letzten April – mit seiner Familie weggezogen wäre. Zurück in die Ostschweiz. Weil die Aktionen des «Blidenknechts» nach Baumelers Wegzug weitergingen, schied er als Täter aus.

Herr Minder steuerte das Berntor und den abschüssigen, kopfsteingepflasterten Schlossrain auf der Nordseite der Festung an. Obwohl erst kurz nach neun, trieb es ihm auch beim Abwärtsgehen den Schweiß auf die Stirn. Als er die Marktgasse hinter sich hatte und einige Augenblicke später beim Hauseingang Bärenplatz 19 ankam, stand sein Entschluss fest: Bis am späteren Abend würde er die Wohnung nicht mehr verlassen. Prinz schien zustimmend zu hecheln.

Herr Minder angelte in seinem Hosensack nach dem Hausschlüssel, fand ihn aber nicht. Er musste ihn in der Wohnung vergessen haben. Er prüfte, ob die Türe überhaupt abgeschlossen war. Sie war. Unschlüssig blieb er einen Augenblick stehen und überlegte. Jakob Schwarzenegger im ersten Stock war fast neunzig und stark gehbehindert. Ausserdem hatte er erst vor ein paar Wochen seine Frau verloren. Ihn wollte Herr Minder auf keinen Fall an die Tür klingeln. Die beiden jungen Frauen, Charlotte Hirsbrunner und Bettina Jungen, kannte er kaum. Sie wohnten seit einem halben Jahr gegenüber von Schwarzenegger. Frau Müller im zweiten Stock war voraussichtlich nicht da. Und wenn, würde er sie als Letzte fragen. Blieb nur noch der dritte Stock, und dort wohnte er selber. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als bei den jungen Frauen zu läuten. Als sich nach zweimaligem Klingeln niemand meldete, ging er mit Prinz hinters Haus, um sich durch den Lichtschacht der Waschküche, der immer leicht offen stand, bemerkbar zu machen. Freitag war zwar ausgerechnet sein Washtag, aber man konnte ja nie wissen. Als er um die Hausecke bog, hörte er ganz in der Nähe eine Autotür zuschlagen. Dem «Klonk» folgte ein «Gopferdami-siechnonemau!» und ein Geräusch, das nach einem Schuh klang, der kraftvoll auf eine Radkappe traf. Herr Minder kannte die athletische Gestalt mit den

braunen Wuschelhaaren, die ihm den Rücken zukehrte und – die Hände resolut in die Hüfte gestemmt – vor ihrem weissen Volvo stand. Es war Charlotte Hirsbrunner, eine der jungen Frauen aus dem ersten Stock.

Sie musste ihn gewittert haben. Jedenfalls drehte sie sich um, bevor er etwas gesagt hatte.

«Hallo, Herr Minder», sagte sie. Ein Lächeln nistete sich auf ihrem sommersprossigen Gesicht ein, als sie auf ihn zukam. Erstaunlicherweise trug sie bei diesem Sommerwetter zu ihren kurzen Hosen moosgrüne Gummistiefel.

«Guten Tag, Frau Hirsbrunner», sagte er und starrte immer noch auf die Stiefel, bis ihm in den Sinn kam, Frau Hirsbrunner müsse denken, er taxiere ihre Beine. Übrigens kein abwegiger Gedanke, denn Frau Hirsbrunners durchtrainierte, gebräunte Beine waren durchaus einen Blick wert.

«Herr Minder, Sie schickt der Himmel!», rief sie erfreut.

Herr Minder, der mit ihr bisher kaum mehr als drei Worte gewechselt hatte, meinte vorsichtshalber nur: «So?»

«Wahrscheinlich finden Sie es unverschämt, aber ich brauche ein Auto.»

«Aha.»

«Ja. Meines ist ausgestiegen. Die Batterie. Es ist schon eine alte. Die Fahrertür war nicht ganz zu und deshalb ...»

Herr Minder, der sich seine Sache dachte, beschränkte sich wieder auf ein unverbindliches «So?».

«Ja, ich weiss auch nicht, wie ... Ich passe nämlich immer extra auf ...» Sie verstummte und zauberte ein dermassen gewinnendes Lächeln auf ihr ohnehin sympathisches Gesicht, dass Herr Minder zögernd fragte:

«Kann ich Ihnen vielleicht mit meinem Auto aushelfen?»

Darauf schien sie gewartet zu haben.

Sie sprudelte los: «Es ist nicht weit. Nur zu den Waldegg-Weihern hinter Kriechenwil. Ich habe versprochen, um neun dort zu sein. Wir wollen die Weiher putzen. Jäten. Unkraut, Gehölz und so ausmachen. Ich hätte natürlich Bettina – meine Freundin – gefragt, aber sie ist mit ihrem Smart schon weg.»

«Neun ist zwar vorbei», stellte Herr Minder nach einem Blick auf die Armbanduhr fest und fügte noch an: «Ich müsste ausserdem vorher noch rasch die Wäsche –»

Sie liess ihn nicht ausreden, sondern rief begeistert: «Super, ich rufe Adrian an und sage ihm, dass es etwas später wird.» Dann ging sie um die Ecke zum Eingang, schloss die Tür auf und begab sich ins kühle Treppenhaus, gefolgt von Herrn Minder und Prinz.

Herr Minder eilte die Treppe in den dritten Stock hinauf. Dabei dachte er im zweiten Stock erleichtert, dass ihm Frau Müller heute Vormittag nicht auflauern konnte. Sie war beim Nordic Walking. Nordic Walking war nun Herrn

Minders Lieblings sport ...

Seit er Tristan und Isolde, ihre Wellensittiche, gehütet hatte, waren Frau Müllers Übergriffe immer dreister geworden. Vor vier Wochen hatte sie sich sogar seiner Wäsche bemächtigt und sie ihm am anderen Tag gebügelt und gefaltet vor die Tür gestellt. Mancher hätte das als nette nachbarschaftliche Geste verstanden. Wenn man aber wusste, dass ihm Frau Müller seit dem Tod seiner Frau unverhohlen nachstellte, verstand man Herrn Minders Ärger darüber. Jedenfalls überlief ihn noch heute eine Gänsehaut, wenn er daran dachte, dass sie nicht einmal vor seiner Unterwäsche haltgemacht hatte. Dabei hätte er gewarnt sein müssen. Hatte sie ihm, im Spitalbett liegend, etwa nicht mit einem grossen Dankeschön für seine Hilfe gedroht?

Doch nun hatte Frau Müller etwas, was sie von ihm ablenkte – Nordic Walking. Sie nannte den Sport übertrieben, wie es ihre Art war, eine Wendung in ihrem Leben. Und diese Wendung war natürlich nicht ohne die übliche Dramatik über die Bühne gegangen. Schon Tage bevor sie sich das erste Mal mit ihrer Walking-Gruppe getroffen hatte, war Frau Müller in schneeweissen Turnschuhen, mit wulstigen Sohlen federnd, durch das Haus marschiert. Nicht dass es um die violetten Pantöffelchen mit den aufreizend hohen Absätzen, die sie sonst zu tragen pflegte, schade gewesen wäre, aber es provozierte Herrn Minder zu fragen, warum. Die Antwort kam, wie erwartet, allzu ausführlich: «Ja, da staunen Sie, Herr Minder», hatte Frau Müller wichtigtuerisch gesagt. «Ich muss meine empfindlichen Füsse an diese Schuhe gewöhnen. Ich habe Grosses vor. Sport. Nordic Walking ist das Beste überhaupt, hat Dr. Neumann gesagt.» Dr. Neumann war der Chirurg, der Frau Müller vor anderthalb Jahren einen Tumor aus dem Schädel entfernt hatte und den sie nun wie ihren persönlichen Heilsbringer für alles und jedes konsultierte, das auch nur im Entferntesten mit ihrer Gesundheit in Zusammenhang stand. Dr. Neumann hatte laut Frau Müller mal dieses, mal jenes gesagt, mal dieses, mal jenes empfohlen oder mal von diesem und jenem abgeraten. Und nun also Nordic Walking. Jeden Freitagmorgen. Inklusive Einkehren ergab das für Herrn Minder einen zusätzlichen Frau-Müller-freien Vormittag pro Woche. Frau Müller war nämlich ausserdem jeden Samstag in Zürich, um ihrem Sohn Schorsch die Wäsche zu «machen» – wie sie sich ausdrückte – und die Wohnung zu putzen.

Vor vierzehn Tagen nun war Denkwürdiges geschehen. Frau Müller hatte ihn mit der Frage überrumpelt, ob sie nicht Prinz zum Nordic Walking mitnehmen dürfe. Zuerst hatte er befürchtet, es handle sich um eine weitere Einmischung in seine Privatangelegenheiten. Dann hatte er begriffen, dass der Leiter der Walking-Gruppe, Rolf Zuberbühler, Architekt im Ruhestand, einen Labrador besass. Offensichtlich wollte Frau Müller mit Prinz diesen Zuberbühler beeindruckten. Natürlich hatte Herr Minder Frau Müllers Anlie-

gen zuerst aus seinem üblichen Abwehrreflex heraus ablehnen wollen. Dann war ihm in den Sinn gekommen, dass Prinz womöglich Spass dabei hatte und – das wichtigste Argument überhaupt – Frau Müllers Chancen bei Zuberbühler dadurch vielleicht wirklich stiegen. Und was wäre schöner als eine dauerhafte Verbindung der beiden, die hoffentlich im Einzug Frau Müllers in die Architektenvilla gipfelte? Frau Müller war also vor zwei Wochen gut gelaunt mit Prinz abmarschiert und in Rosmarie Hirts Auto gestiegen. Rosmarie Hirt holte Frau Müller jeden Freitag ab. Die Walking-Gruppe traf sich nämlich am Waldrand hinter der Süri, einem Weiler, ein paar Kilometer oberhalb von Laupen. Aber es war für Prinz bei diesem einen Mal geblieben, weil Rosmarie Hirt keine Hundehaare in ihrem Auto tolerierte. Seither war Frau Müller zwar gar nicht mehr gut auf Rosmarie Hirt zu sprechen, konnte ihr aber nicht offen die Meinung sagen, weil sie auf die Fahrgelegenheit angewiesen war. Dafür hatte sie sich bei Herrn Minder umso abfälliger über die Fahrkünste ihrer Chauffeuse ausgelassen.

Er kam also ungeschoren an Frau Müllers Türe vorbei. In seiner Wohnung angekommen, leinte Herr Minder Prinz in der Diele ab und füllte den Hundnapf mit Futter. Weil ja Frau Hirsbrunner unten wartete, holte er im Eilschritt den Wäschekorb aus dem Schlafzimmer und hastete in die Waschküche im Keller. Er sortierte die Wäschestücke grob, öffnete die Maschine und stellte erstaunt fest, dass sie bereits beladen war. Dabei war Freitag sein Waschtag. Offenbar war das Programm bereits beendet. Jedenfalls war das kleine, verloren auf dem Boden der Fünf-Kilo-Trommel kauernde Wäschehäufchen nass und duftete nach Seife und Pfirsich. Herr Minder entnahm der Trommel ein Paar Jeans, einen roten Pullover, ein schwarzes T-Shirt, zwei, drei zusammengenähte schwarze Spitzenriemchen, die Herr Minder mit viel Fantasie als Unterwäsche deutete, und einen aus ähnlichen Spitzen gefertigten BH. Manche hätten sich über diesen groben Verstoß gegen den Waschplan aufgeregt. Herr Minder schob einfach die nassen Kleidungsstücke in den Trockner.

Er regte sich nicht gerne auf. Im Windschatten seiner Erna hatte er es auch nie nötig gehabt. In seinem Innersten scheute er den Umgang mit anderen Menschen. Sie waren ihm im Wesentlichen fremd, und er sah keinen Grund, sich mit ihnen abzugeben. Wenn er unterhalten werden mochte, schaute er sich im Fernsehen einen Krimi an, las einen Krimi oder schaltete seinen Laptop ein. Er hatte nichts gegen andere, liess sie leben und erwartete im Gegenzug nur seine Ruhe. Nach aussen schien diese Haltung tolerant. Was Herrn Minder ganz recht war. Denn Toleranz war ja in Mode. Erna hatte nie viel von der angeblichen Toleranz gehalten. Die heutzutage gerne praktizierte Art von Toleranz sei nichts anderes als ein hochgestochener Ausdruck für einen

Mangel an Zivilcourage, dessen Ursprung in der Angst davor liege, Farbe zu bekennen und Rückgrat zu beweisen, hatte sie zu sagen gepflegt.

Herr Minder belud die Maschine und setzte sie in Gang. Beim Verlassen der Waschküche fielen ihm die lehmverschmierten Gummistiefel auf, die unter dem Waschbecken standen. Eine hellbraune, halb eingetrocknete Lehmspur zog sich von ihnen bis zum Ablauf in der Mitte des Raumes.

Als Herr Minder fünf Minuten später um die Hausecke bog, stand Frau Hirsbrunner schon bei seinem Peugeot-Kombi. Und sie war nicht allein. Ein grauer Plastikbehälter in der Grösse einer kleineren Badewanne, einen Rechen, eine Heugabel und eine prall gefüllte Tasche hatte sie auch bei sich. Wie sie das alles in den Smart ihrer Freundin hätte bringen wollen, war Herrn Minder ein Rätsel.

«Muss das alles mit?», fragte er, unsicher, ob diese Ausrüstung überhaupt in seinem Wagen Platz fand. Noch dazu waren die Utensilien reichlich mit eingetrocknetem Dreck überzogen.

«Wir haben gestern auch schon gejäet», erklärte Frau Hirsbrunner, der sein kritischer Blick nicht entgangen war. «Aber ich putze nachher Ihr Auto. Versprochen.» Sie hob die Schwurfinger und zwinkerte ihm schelmisch zu.

Herr Minder musste lachen. Er öffnete die Beifahrertür und bedeutete Frau Hirsbrunner einzusteigen. Die Hundebox im Kofferraum musste der Wanne und dem Werkzeug weichen. Als er alles verstaut hatte, stand ihm der Schweiß schon wieder auf der Stirn.

«Ich habe Adrian nicht erreicht», teilte ihm Frau Hirsbrunner mit, als er sich hinter das Steuer setzte. «Er ist wahrscheinlich schon bei den Weihern. Er hat halt kein Handy. Tja.»

Sie seufzte resigniert, als hätte sie schon oft erfolglos versucht, Adrian diese Marotte auszutreiben.

Herr Minder wurde neugierig. Was für ein Kauz! Er kannte jedenfalls niemanden, der sich heute noch traute, ein Leben ohne Handy zu führen. Einmal abgesehen von ihm selber.

Routiniert manövrierte er das Auto aus der Parklücke, lenkte es am Bahnhof und dem wartenden Postauto vorbei und fädelte beim alten Bahndepot flüssig in die Murtenstrasse ein. Weil er nach dem Unfall vor eineinhalb Jahren gezwungen war, monatelang von einer Therapie zur nächsten zu gelangen, hatte er reichlich Fahrpraxis dazugewonnen und bewegte sich im Strassenverkehr wieder leidlich sicher.

«Ehm. Wie putzt man einen Weiher?», fragte Herr Minder, um die peinliche Stille zu überbrücken, die sich eingestellt hatte, nachdem Frau Hirsbrunner von ihrem Handy abgesehen und es in die Tasche gesteckt hatte.

«Wie einen Garten auch. Man muss die unerwünschten Pflanzen ausreissen; meistens Exoten, die nicht hierher gehören und einheimische Gewächse verdrängen. Dazu muss man halt auch ins Wasser.» Sie klopfte auf die Tasche, die auf ihrem Schoss lag. «Deshalb habe ich meine Watthosen dabei. Reichen bis unter die Arme. Wahnsinnig unangenehm, wenn es so heiss ist.» Sie fuhr sich mit der Hand durch ihr schulterlanges Wuschelhaar und machte «Pu-uh».

«Warum machen Sie es dann?», wollte Herr Minder wissen.

«Och. Andere Leute kennenlernen. Ausserdem steht es doch allen gut an, sich für die Umwelt einzusetzen, oder?», meinte sie. «Die Weiher in Kriechenwil sind wichtig für die Laubfrösche. Die sind nämlich bedroht. Es hat einfach viel zu wenige Feuchtgebiete mehr in der Schweiz. Alles wird entweder landwirtschaftlich genutzt oder zubetoniert. Die Natur kommt immer ganz am Schluss», setzte sie ihre Ausführungen fort.

Angestachelt durch ihren Vortrag, brummte Herr Minder etwas von «Wasser- und Stromvergeudung» im Zusammenhang mit «halbleerer Waschmaschine».

Frau Hirsbrunner sah ihn von der Seite an und wollte wissen, wie er denn gerade auf dieses Thema komme. Herr Minderklärte sie auf. Darauf meinte sie, das müsse Bettina, ihre WG-Partnerin, gewesen sein. Wahrscheinlich habe sie wegen ihrer Abreise an ein ganz kurzfristig anberaumtes Meeting in Zürich die Wäsche ganz vergessen.

Sie fuhren schweigend den Kriechenwil-Stutz hinauf, bogen bei der ersten Abzweigung Richtung Biberen/Waldegg ab und folgten der Waldeggstrasse – einem geteerten Feldweg – an Matten und Zuckerrübenfeldern vorbei und mündeten mit Blick auf den noch wolkenverhangenen Chasseral nach zweihundert Metern in die etwas breitere Käsereistrasse, die nach Gammen und Wallenbuch führte. Nach weiteren zweihundert Metern deutete Frau Hirsbrunner nach links. «Hier ist es.»

Die drei Weiher befanden sich nebeneinander auf einer Wiese vor dem Hubelwald. Herr Minder parkierte am anderen Ende neben dem Weg, der in den Wald führte und im Schatten lag. Sein alter Peugeot hatte keine Klimaanlage. Frau Hirsbrunner lud ihre Ausrüstung in die Wanne und stapfte in ihren Gummistiefeln über die sonnige, aber noch regennasse Wiese hinüber zu den Weihern. Sie war eine sportliche Frau. Obwohl von besagtem Adrian nichts zu sehen war, hatte sie Herrn Minders Hilfe rundweg abgelehnt. Er blieb im Schatten unter dem dichten Blätterdach stehen und sah ihr eine Weile zu.

Als sie die Watthosen übergestreift hatte und mit Rechen und Wanne immer tiefer ins Wasser des Tümpels watete, bis sie nur noch von der Brust an

aufwärts zu sehen war, kamen Herrn Minder Bedenken. Musste man sich bei Sümpfen – und dazu zählte er diesen Tümpel auch – nicht vorsehen? Er fühlte sich verpflichtet, vor Antritt seiner Heimfahrt bei der jungen Frau nach dem Rechten zu sehen.

Vom Ufer aus rief er: «Wo bleibt denn Ihr Kollege?»

Frau Hirsbrunner zuckte die Achseln und sah zu ihm herüber. Ihr Gesicht war vor Hitze und Anstrengung bereits gerötet.

Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, sagte sie: «Keine Ahnung. Wahrscheinlich hat er verschlafen. Der kommt schon noch.» Mit dem Rechen fischte sie nach grünlichen, agavenartigen Pflanzen, die wie stachelige Inselchen auf der Oberfläche schwammen. Jene, die sie erwischte, warf sie in die neben ihr schwankende Wanne.

«Krebsscheren», sagte sie ausser Atem, «sind eine echte Plage.» Herr Minder fand die Pflanzen recht dekorativ und fragte daher, ob es nicht schade sei, sie auszureissen. Frau Hirsbrunner kam zum Ufer und schob die volle Wanne, die jetzt – beladen – tief im Wasser schaukelte, vor sich her. Sie hievte das schwere Behältnis aus dem Wasser und torkelte das glitschige Ufer hinauf, um das Unkraut auf einen Haufen zu leeren. Herr Minder bekam dazu eine Abhandlung über Neophyten, Verdrängung einheimischer Arten und Verlandung der Weiher durch abgestorbene Pflanzen zu hören. Als Frau Hirsbrunner sich mit hochrotem Kopf anschickte, wieder ins Wasser zu steigen, sah Herr Minder sich genötigt, einzugreifen.

«Frau Hirsbrunner. Sie überanstrengen sich. Es ist zu heiss für diese schwere Arbeit.»

Sie winkte ab und stand schon wieder bis zu den Knien neben der Wanne im trüben Wasser: «Keine Sorge. Ich weiss, was ich tue.»

Ein Frosch hüpfte ins Wasser und tauchte ab.

Herr Minder liess nicht locker. Er hatte sie hergefahren und fühlte sich daher mitverantwortlich: «Ich will Sie ja gar nicht bevormunden oder so, aber was ist, wenn Sie mitten im Weiher einen Schwächeanfall oder einen Hitzschlag bekommen?»

Frau Hirsbrunner liess sich nicht abhalten. Herrn Minder blieb nichts anderes übrig, als erst mal auf dem Bänkli am Waldrand zu warten, bis Frau Hirsbrunner notgedrungen zur Vernunft kommen würde. Lange gab er ihr bei dieser Hitze ohnehin nicht. Die Sonne brannte unerbittlich von einem wolkenlos blauen Himmel.

Eine halbe Stunde später wagte Herr Minder einen weiteren Versuch. Daraus ergab sich ein Hin-und-her-Argumentieren, in dessen Verlauf Frau Hirsbrunner nach und nach den Weiher verliess, Herr Minder zuerst in die olivgrünen Watthosen stieg und dann mit Rechen und Wanne in das Wasser, um Frau

Hirsbrunner die ihr abgerungene Verschnaufpause erträglicher zu machen. Sie war nämlich entschlossen, das angefangene Werk heute zu Ende zu führen. Koste es, was es wolle.

Bei seinem ersten Einsatz als Weiherpfleger stellte Herr Minder fest, dass schon das Gehen im Wasser schwierig war. Die Gummistiefel, die ihm oben drein zwei Nummern zu klein waren, saugten sich nämlich augenblicklich im Schlamm auf dem Grund fest. Jeder Schritt musste erkämpft werden. Leicht kam man dabei ins Trudeln, worauf meistens eine kleine Welle über die Oberkante der Watthosen schwappte und anschliessend bis in die Stiefel hinunter lief, wo das Wasser sich zum Fussbad sammelte. Herr Minder fand auch rasch heraus, dass Mitleid mit den Pflanzen fehl am Platz war. Spätestens, als ihm eine besonders grosse und zähe Krebschere mit ihren gezackten Blatträndern rote Schrammen über den Unterarm zog, wusste er, womit er es tun hatte. Ohne Pardon rückte er fortan dem widerspenstigen Teppich, den die Krebschere bildeten, auf den Leib. Die Watthosen, garantiert wasser- und offenbar auch luftdicht, waren die reinste Sauna. In Badehosen wäre es wahrscheinlich angenehmer gewesen. Diese Option verwarf er allerdings wegen der im Wasser herumzuckenden Blutegel ...

Frau Hirsbrunner hatte ihr rotes T-Shirt, das ebenso nass sein musste wie seines, ausgezogen und über die Lehne des Bänklis gelegt, auf dem sie nun, obenherum nur mit einem schwarzen BH bekleidet, im Schatten am Waldrand sass. Sie nahm einen Schluck aus einer Mineralwasserflasche.

Herr Minder stellte fest, dass Frau Hirsbrunner nicht nur Beine hatte, die sich sehen lassen konnten. In diesem Moment setzte sie die Flasche ab und winkte zu ihm hinüber. Ertappt richtete er den Blick wieder auf die Wasseroberfläche und fasste eine besonders fette Krebschere ins Auge. Entschlossen streckte er den Rechen nach ihr aus und zog vorsichtig, um die im Weiherboden verankerten Wurzeln nicht ab-, sondern auszureissen. Als sich eine ganze Reihe von grünen, stacheligen Inselchen in seine Richtung in Bewegung setzte, fasste er zur Sicherheit tiefer, um die Wurzeln besser in den Griff zu bekommen. Die Aktion liess sich ganz gut an, bis der Rechen plötzlich auf einen Widerstand stiess: etwas Hartes, was sich nur schwer bewegen liess und die fließende Bewegung abrupt stoppte. Wahrscheinlich ein Ast. Davon gab es hier einige. Das hatte er bereits festgestellt. Herr Minder zog stärker, um seinen Fang trotz Hindernis ans Trockene zu bringen. Er holte den Rechen ein, tastete unter der Oberfläche nach dem Ast, bekam ihn zu fassen – und zog ein Velo heraus! Das Fundstück hinter sich her durch das Wasser ziehend, näherte er sich dem Ufer.

Frau Hirsbrunner blickte von ihrem Handy auf, erhob sich und lief neugierig herbei. Als sie erkannte, was es war, rief sie kopfschüttelnd: «Unglaublich,

was die Leute alles in diese Weiher werfen.»

Herr Minder legte das Velo am Ufer ins Gras. Es machte einen ziemlich mitgenommenen Eindruck. Jemand hatte ganze Arbeit geleistet: Der Lenker war verbogen, der Rahmen auch, der Sattel auf einer Seite aufgerissen, und das hintere Rad, das ebenfalls stark verbogen war, hatte einen Platten. Herr Minder betrachtete den Schaden und merkte nicht, dass Frau Hirsbrunner das Velo sehr interessiert untersuchte.

Plötzlich rief sie aufgeregt: «Das gehört Adrian! Wie kommt das denn hierher? Und warum sieht es so scheisse aus?»

Das hätte Herr Minder auch gerne gewusst, obwohl er von seinen Spaziergängen mit Prinz am Sense- und Saane-Ufer den Anblick demolierter Velos gewohnt war. Er vergewisserte sich bei Frau Hirsbrunner, dass eine Verwechslung ausgeschlossen war. Sie konnte mehrere Identifikationsmerkmale nennen – einen WWF-, einen Greenpeace- und einen Atomkraft-Nein-Danke-Aufkleber.

«Ob ihm etwas passiert ist?», fragte sie und wirkte auf einmal besorgt.

Deshalb sagte Herr Minder möglichst unbekümmert: «Was kann schon passiert sein? Wahrscheinlich hat sich jemand sein Velo für eine Spritztour ausgeliehen, es dann irgendwo stehen lassen, wo es ein anderer fand. Und irgendeiner hat es aus Blödsinn im Tümpel versenkt.»

Als Frau Hirsbrunner weiter bekümmert das verbogene Velo betrachtete, scherzte er: «Sie meinen doch nicht etwa, dass die Leiche Ihres Kollegen auf dem Grund des Weihers liegt, oder?»

«Nein, natürlich nicht», sagte sie. «Aber die Sache kommt mir nicht geheuer vor. Würde es Ihnen etwas ausmachen, rasch bei ihm zu Hause nachzusehen?»

Herr Minder, der froh war, die Weiherputzete ad acta legen zu können, war sofort einverstanden. Er entledigte sich der Watthosen, die ihm in der vergangenen halben Stunde den Schweiss nicht nur auf die Stirn getrieben hatten, wrang seine nassen Socken aus, schlüpfte in die Sandalen und half Frau Hirsbrunner, die inzwischen ihr T-Shirt wieder angezogen hatte, ihre Ausrüstung zum Auto zu schleppen. Das ramponierte Velo nahmen sie auf Frau Hirsbrunners Wunsch auch mit. Der Kofferraumdeckel liess sich danach zwar nicht mehr schliessen, aber Adrian wohnte nicht weit weg.

An der Hauptstrasse in Kriechenwil lag das Bauernhaus der Iselis. Davor hielt Herr Minder kurz darauf den Peugeot an. Frau Hirsbrunner erklimm behände die Holzterrasse zum Läubli im ersten Stock. Herr Minder lud das Velo aus und stellte es an die Hauswand. Es ging nicht lange, und Frau Hirsbrunner kam wieder herunter. «Niemand da. Auf jeden Fall öffnet keiner, und es ist auch nichts zu hören. Die Fensterläden sind geschlossen.»

Sie stieg ein, und Herr Minder wollte gerade losfahren, als die Haustüre im Erdgeschoss aufging. Kläri Iseli trat heraus. Sie ging am Stock und äugte neugierig durch das offene Fenster auf der Beifahrerseite:

«Grüessech, Frölein. Eh, grüessech, Herr Minder.»

Herr Minder grüsste Kläri, die er vom Sehen kannte, und kam umgehend zu ihrem Anliegen: «Wir suchen Ihren Mieter, den ...» Er merkte, dass er Adrians Nachnamen nicht kannte.

«Adrian Lanz», kam ihm Frau Hirsbrunner zu Hilfe.

Kläri hob die Augenbrauen, sodass sich die Falten unter den zurückgekämmten weissen, in ein Pürzi gezwängten Haaren vertieften: «Ja, da kommen Sie zu spät. Der ist weg. Verreist. Ssssst.» Ihre Handbewegung deutete den Start eines Flugzeugs an.

Frau Hirsbrunner blickte sich erstaunt zu Herrn Minder um, der nur die Achseln zuckte, und fragte die Frau: «Sind Sie sicher? Mir hat er nichts gesagt.»

Kläri Iseli machte mit der Hand eine abschätzige Geste und meinte beleidigt: «Mir auch nicht. Aber er redet ja sowieso nicht mit unsereins.»

Dann änderte sich ihr Ton. Erfreut über die Aufmerksamkeit, die sie dank Lanz' Reise erhielt, schien sie ganz erpicht darauf, noch mehr preiszugeben: «Aber heute Morgen, es war so gegen sechs – ich kochte in der Küche gerade Kaffee, wie jeden Morgen um diese Zeit –, da kam diese Frau», sie räusperte sich und präziserte gespielt vornehm, «Daaame, müsste ich wohl sagen, die Treppe herunter. Ein Gepolter war das! Um diese Zeit! Aber eben, manche Leute kennen nichts, keinen Respekt, keine Rücksichtnahme.» Kläri seufzte. Dann besann sie sich wieder, wohin sie ihre Rede steuern wollte, und sagte: «Sie ist mit einem grossen Koffer in ein Taxi gestiegen, das vor dem Haus gewartet hat. Dann sind sie in dem Taxi weggefahren. Weiss der Schinder ...» Sie schob ihre Brille mit den dicken Gläsern auf der Nase zurecht und liess die beiden über den Rest des Satzes im Ungewissen.

«Wie kommen Sie darauf, dass Lanz mit ihr weggefahren ist? Sie haben ihn doch gar nicht gesehen?», wandte Frau Hirsbrunner ein.

«Doch, er war schon im Taxi. Ich habe genau gesehen, dass schon jemand im Auto war – abgesehen vom Chauffeur. Und wer sollte es sonst gewesen sein? Schliesslich kam die Frau aus seiner Wohnung.»

«Aha», sagte Frau Hirsbrunner. Sie bedankten und verabschiedeten sich.

Als Herr Minder eine Viertelstunde später in seiner verdunkelten Küche im Schein der Deckenlampe am Tisch sass, froh, der Hitze draussen entronnen zu sein, sinnierte er zwischen zwei Schlucken kalten Biers Adrian Lanz nach. Zwar war ihm der Name gleich bekannt vorgekommen. Aber er hatte nicht

auf Anhieb sagen können, woher. Inzwischen war es ihm eingefallen. Adrian Lanz war Liselottes Klassenlehrer an der Sekundarschule gewesen. Frau Hirsbrunner hatte auf der Rückfahrt erzählt, dass sie Lanz in der Schule kennengelernt habe. Sie hatte nämlich im letzten Semester an der Oberstufe Laupen die Stellvertretung für eine Lehrerin übernommen, die im Mutterschaftsurlaub war. Wenn Herr Minder sich korrekt erinnerte, hatte Lanz damals, als Liselotte in die Sek kam, gerade an der Schule Laupen angefangen, und Liselottes Klasse war seine erste gewesen.

Um Lis' schulische Belange hatte Erna sich gekümmert. Daher wusste Herr Minder nicht viel über den Lehrer Lanz. Dass er von den Schülern – oder vielleicht nur den Schülerinnen? – vergöttert wurde, hatte aber auch er mitbekommen. Spätestens, als Lis sich von einem Tag auf den anderen weigerte, weiterhin Fleisch zu essen, weil Herr Lanz ihnen den Zusammenhang zwischen dem Hunger in der Dritten und dem Fleischkonsum in der Ersten Welt erklärt und sich selber als überzeugten Vegetarier zu erkennen gegeben hatte. Überhaupt gab es fast nichts, was Herr Lanz in Liselottes Augen nicht besser wusste oder machte als alle anderen – insbesondere ihre Eltern. Herr Minder hatte ein paarmal erfahren, dass es sich nicht empfahl, ihr diesbezüglich zu widersprechen. Als nach dem ersten Besuch Ernas in der Schule Fleisch gar für mehrere Monate ganz von ihrem Tisch verschwand, ahnte Herr Minder, dass Herr Lanz auch sie beeindruckt hatte. Und wenn Herr Minder je eifersüchtig gewesen wäre, dann wahrscheinlich auf den Lehrer Lanz, der seinen beiden Frauen offensichtlich gewaltig imponierte. Lanz war es auch, der Liselotte für das Gymnasium empfahl. Unter Lanz' Einfluss mauserte sich Minders Tochter nämlich in Rekordzeit von einer mittelmässigen Schülerin zur Klassenbesten. Aber nicht nur sie machte grosse Fortschritte. Lanz wurde überall gerühmt. Wäre er nicht ein derart guter Lehrer gewesen, hätte ihm wohl mancher aus seinem damaligen Engagement gegen das Atomkraftwerk Mühleberg gerne einen Strick gedreht. Dass Lanz sich für die Weiher und Laubfrösche engagierte, passte gut ins Bild.

Herr Minder nahm den letzten Schluck Bier und liess ihn ganz bewusst die Kehle hinunterrinnen. Immerhin war es seine letzte Flasche. Er legte sie in seine Einkaufstasche und stieg danach leise die Treppe hinunter in den Keller, um die Wäsche in den Trockner zu füllen. Tatsächlich standen Frau Müllers Turnschuhe vor der Wohnungstüre. Allerdings waren sie nicht mehr weiss und sauber, sondern hellbraun. Dass sich Frau Müller beim Walken offenbar ordentlich ins Zeug legte und sogar ihre Turnschuhe opferte, liess Herrn Minder hoffen. Könnte tatsächlich Zuberbühler der Grund dafür sein?

Jedenfalls liess Frau Müller ihn, Herrn Minder, in letzter Zeit unüblich oft ungeschoren an ihrer Wohnungstüre vorbei – auch jetzt.

Zwei Stunden später hatte er weniger Glück. Als er daran vorbeischlich, öffnete sich Frau Müllers Tür! Sie musste ihn am Türspion abgepasst haben. Aufgedonnert wie eh und je, stellte sie sich ihm mit einer Behändigkeit in den Weg, die er einer Frau ihres Alters nicht zugetraut hätte. Sie musste Mitte sechzig sein. Die Haare trug sie neuerdings nicht mehr kastanienbraun, sondern tizianrot. Das hatte sie ihm selber gesagt. Herr Minder hätte dieses Tizianrot allerdings eher als Dunkelorange bezeichnet. Frau Müller trug auch keine ihrer geblühten Hausfrauenschürzen mehr. Seit sie Sport trieb, sah man sie nur noch in Trainingsanzügen; vorzugsweise in Lila und Violett. Passend zu ihrem heutigen Outfit in Violett hatte sie auch um ihre Augen eine satte Schicht aus violettem Lidschatten aufgetragen. Sogar der Lippenstift hatte einen Stich ins Violette.

Als Frau Müller ihm den Fluchtweg abgeschnitten hatte, rief sie: «Was für ein Zufall! Herr Minder!»

«Hallo Frau Müller», brummte Herr Minder.

«Haben Sie schon mal so etwas gesehen?», fragte Frau Müller, bückte sich blitzschnell, packte ihre dreckigen Turnschuhe und hielt sie ihm vor die Nase.

«Turnschuhe», sagte Herr Minder, dem nicht klar war, worauf Frau Müller hinauswollte.

Frau Müller schüttelte den Kopf.

«Dreckige Turnschuhe?», machte Herr Minder einen neuen Anlauf.

Darauf platzte es aus Frau Müller heraus: «Haben Sie eine Ahnung! Das sind Zeitzeugen. Jawohl.» Sie betrachtete die Schuhe ehrfürchtig und hauchte: «Ich werde sie nie mehr putzen.»

«Warum denn?», fragte Herr Minder.

«Weil ich so glücklich bin», flötete Frau Müller.

«Warum?»

«Ach, Herr Minder, wenn Sie wüssten!» Offensichtlich wollte Frau Müller ihn wieder einmal auf die Folter spannen.

Deshalb sagte er: «Wenn Sie es mir nicht sagen wollen, dann behalten Sie es halt für sich.» Frau Müller schien den gereizten Unterton nicht zu bemerken. «Mir fehlen schlicht die Worte, Herr Minder. Es gibt Dinge, die gehen so tief, dass man sie nicht aussprechen kann.»

«Also dann», sagte Herr Minder und wandte sich zum Gehen.

Frau Müller lächelte ihm mitleidig nach und entschwebte in ihre Wohnung.

Herr Minder tippte mit dem Zeigfinger gegen die Schläfe und dachte: «So viel habe ich nun auch nicht getrunken.» Vielleicht war Frau Müller einfach zu lange an der Sonne gewesen. Zudem neigten Frauen bekanntlich zum Extremen. Das hatte er beim Weiherputzen auch erlebt. Lieber sterben sie, als in

einem Teich eine einzige Krebssschere zurückzulassen. Zuerst dachte er an Frau Hirsbrunners Sorge um Lanz, die sie sogar die Krebssscheren hatte vergessen lassen. Und dann dachte er sofort an Frau Müllers schwärmerischen Blick auf ihre dreckverschmierten Turnschuhe. Alles mündete in die zwei Fragen: War Frau Hirsbrunner in den Sek-Lehrer Lanz verschossen? Und: Bahnte sich zwischen Architekt Zuberbühler und Frau Müller etwas an?

Beim Hinaufgehen sah Herr Minder seine Post durch: eine Rechnung, ein gelbes Kuvert ohne Anschrift und ein giftgrünes, in der Mitte gefaltetes A4-Blatt, das eine längere Abhandlung enthielt. An der Farbe des Papiers hatte er sofort erkannt, worum es sich handelte. Dazu musste er die Unterschrift nicht entziffern. Er wusste, wie sie lautete: «Blidenknecht – Aktion gegen die Trutzburgen spießbürgerlicher Wohlstandsmentalität» ...

\* \* \* \* \*

Stefanie fuhr mit dem Velo zu Francesca. Die Strecke vom Gillenauweg, wo sie direkt an der Sense wohnte, zum neuen Quartier Stadtmatte, wo Francesca zu Hause war, legte Stefanie in wenigen Minuten zurück. Sie läutete bei «Fam. Biedermann Bircher», wartete auf das Surren, trat ein und nahm den Lift in den obersten Stock. Francescas Familie bewohnte eine grosszügige Attikawohnung mit Panoramablick über Laupen und Umgebung. Als Francesca sie in ihr Zimmer gelotst hatte, schloss sie ab. «Nur zur Sicherheit – falls jemand nach Hause kommt», erklärte sie die Vorsichtsmassnahme. Stefanie fand das übertrieben. Bei Francesca war nie jemand zu Hause. Jedenfalls hatte sie noch nie jemanden gesehen – ausser Gonsuela, der Putzfrau. Francesca war ein Einzelkind. Ihre Eltern waren beide beruflich auf der Überholspur. Und das sah man der Wohnung auch an. Alles vom Feinsten, Neusten, Teuersten.

Francesca bedeutete Stefanie, sich auf das Bett zu setzen. Dort lag eine halbleere Packung Chips. Mehrere Chips waren auf den Boden gefallen. Zu Hause hätte Stefanie sie aufgehoben. In Francescas Zimmer herrschte meistens ein unglaubliches Durcheinander aus leeren Getränke-, Chips- und Schokoladeverpackungen, auf dem Boden verteilten Kleidungsstücken, Schuhen, DVDs usw. Dabei hatte Francesca ein tolles Zimmer – etwa dreimal so gross wie Stefanies, mit eigenem Badezimmer, coolen Möbeln, einer Spiegelwand, einer erstklassigen Musikanlage und einem Flachbildschirm-TV mit DVD-Player.

Francesca zielte mit der Fernbedienung auf den Musikplayer und stellte ihn leiser. Dann setzte sie sich mit ihrem iPad neben Stefanie. Normalerweise wären sie bei diesem Wetter im Schwimmbad gewesen. Aber Francesca hatte eine Programmänderung durchgegeben, die direkt mit dem zusammenhing, was sie gestern Abend zufälligerweise gefilmt hatte und das sie sich nun gemeinsam anschauen wollten.

Stefanies Blick fiel auf ein T-Shirt mit Glitzerbordüre um den Ausschnitt. «Wow, ein cooles Teil, Cesca», schwärmte sie und hielt das Oberteil für eine Begutachtung in die Höhe.

«Du kannst es haben», meinte Francesca.

«Echt?»

«Klar. Nimm es.»

Stefanie faltete das Kleidungsstück sorgfältig zusammen. Francesca konnte wahnsinnig grosszügig sein. Sie hatte ja auch alles im Überfluss. Aber manchmal kam es Stefanie so vor, als mache sie sich überhaupt nichts daraus.

«Hier», rief Francesca, pickte einen farblich zum T-Shirt passenden Mini-jupe vom Boden und warf ihn Stefanie zu. «Das gehört zusammen», erklärte sie.

«Du spinnst!», lachte Stefanie.

«Und wenn schon», sagte Francesca. «Wer spinnt, hat mehr vom Leben.»

Sie hielt kurz inne: «Apropos – gestern hast du wirklich was verpasst. Echt.»

Stefanie seufzte theatralisch bedauernd. Francesca tätschelte ihren Arm und tröstete sie: «Aber mach dir nichts draus. Es ist alles auf meinem iPad.»

Stefanie rückte näher zu Francesca, um einen ungehinderten Blick auf das iPad zu haben: «Cool. Also leg los. Ich bin ja so was von gespannt.»

Francescas legte einen Arm um ihre Schulter und flüsterte ihr verschwörerisch ins Ohr: «Es ist der Knaller.»

Mit den schwarz lackierten Fingernägeln der anderen Hand tippte sie ein paarmal auf den Touchscreen und startete einen Film.

Er dauerte kaum eine Minute – eine Minute allerdings, in der Stefanie das Blut in den Adern gefror. Denn der Film zeigte nichts anderes als die letzten Augenblicke im Leben eines Menschen – und seinen gewaltsamen Tod. Zufällig, ja fast beiläufig aufgezeichnet. Verwackelt und in miserabler Bildqualität.

Stefanie spürte, dass Francesca sie beobachtete. Im Moment fühlte sie sich nicht imstande, in das grinsende Gesicht ihrer Freundin zu schauen. Stattdessen starrte sie weiter auf das iPad – bis Francesca es schnappte, abschaltete und weglegte. Francesca blickte sie erwartungsvoll an. «Ist doch viel krasser als unser Plan, oder? Ich hätte nicht im Traum gedacht, dass so was Hammergeiles passieren könnte!», jubelte sie.

Stefanie kam die Situation vollkommen unreal vor. Sie suchte in ihrem blockierten Gehirn nach Worten. Schliesslich stammelte sie vorsichtig: «Das war nicht gestellt oder so?»

«Nein! Sicher nicht», brauste Francesca auf.

«Sorry, ich habe nur gedacht ... Ist er tot?», stammelte Stefanie.

«Was weiss ich?» Francesca verwarf die Hände. «Denkst du etwa, ich habe

nachgesehen?», fragte sie angeekelt. «Ich bin doch nicht psycho!»

Francesca machte ihr nicht zum ersten Mal ein wenig Angst. Stefanie war schon bei anderen Gelegenheiten aufgefallen, wie mitleidlos Francesca sein konnte.

Francesca sagte ganz sachlich: «Ich habe noch zirka fünf Minuten gewartet – um sicher zu sein, dass der andere nicht noch einmal zurückkommt und mich sieht. Und in dieser Zeit hat er sich jedenfalls kein bisschen bewegt. Ich denke, er ist tot.»

Wieso war Francesca eigentlich so happy? Wenn Lanz tot war, konnten sie ihn mit dem Film doch gar nicht mehr wie geplant unter Druck setzen?

«Das Beste kommt noch!», kündigte Francesca an. Sie hielt inne und beobachtete Stefanie mit einem triumphierenden Blick, der nichts Gutes ahnen liess. Dann liess sie die Bombe platzen: «Ich weiss, wer es getan hat.»

«Echt?! Wer?» Stefanie hatte die Augen vor Neugier weit aufgerissen.

«Es ist besser, wenn du es nicht weisst.»

«Wieso?», wunderte sich Stefanie.

«Weil ich die Person kenne und nicht will, dass du etwas ausplapperst.»

«Ich plappere nichts aus. Ehrenwort.»

«Nein. Es bleibt dabei.» Francesca klang entschlossen.

Deshalb versuchte es Stefanie mit einer kleinen List. Sie sagte betont uneteiligt: «Du weisst gar nicht, wer es war. Deshalb willst du es mir nicht sagen. Du willst dich nur wichtig machen.»

«Doch, ich habe das Auto erkannt», entgegnete Francesca ruhig.

«Fies, dass du es mir nicht sagst.»

«Ich will nur jedes Risiko ausschalten.»

«Wieso? Welches Risiko? Du musst es ja sowieso der Polizei sagen.»

«Ha, siehst du? Das habe ich mir gedacht, dass du das sagst, Steff.»

«Hey, jemand ist getötet worden. Das musst du melden», entrüstete sich Stefanie.

«Nein. Muss ich nicht.»

Stefanie betrachtete ihre Freundin argwöhnisch: «Was hast du im Sinn?»

«Ich habe eine Idee, wie wir zu ziemlich viel Geld kommen können», meinte Francesca im Tonfall eines abgebrühten Fernsehgauners.

«Echt?! Wie denn?» Stefanie, die mit ihren fünfzehn Franken Sackgeld im Monat kaum über die Runden kam, horchte auf.

«Ja, der Kerl ist gut bei Kasse. Da liegt für uns was drin. Wir müssen ihn nur überzeugen. Und dazu ist dieser Film genau das richtige Argument. Du verstehst doch, was ich meine?»

Stefanies Augen wurden noch runder: «Erpressung?»

«Ein Geschäft. Wenn er uns ein wenig Schotter rüberschiebt, erfährt nie

jemand etwas von der Sache.»

Stefanie schluckte leer.

Francesca meinte seelenruhig: «Kein Problem, wenn du nichts davon haben willst ...»

«Gut. Ich bin dabei», murmelte Stefanie widerwillig.

«Super. Ich wusste, dass ich mich auf dich verlassen kann. Du musst mir nämlich helfen.»

Stefanie nickte.

Francesca sagte betont beiläufig: «Ich brauche Kaspars Zugangsdaten zu Youtube.» Dazu strich sie sich die eine Haarsträhne hinter die Ohren.

Als Stefanie stumm blieb, hakte Francesca nach: «Du hast sie doch? Die Zugangsdaten?»

«Kaspars Zugangsdaten zu Youtube?», wiederholte Stefanie ungläubig.

«Ja, Youtube. Vielleicht erinnerst du dich? Es gibt neuerdings – seit fast hundert Jahren – dieses Dings. Man nennt es World Wide Web – Internet, Steff. Schon davon gehört? Und dort, wo man in diesem Internet Filme hochladen kann, das heisst Youtube. Dämmert's?», machte Francesca sich lustig und unterstrich ihren Kommentar durch die entsprechende, übertrieben fragende Mimik.

Francesca wusste genau, dass sie mit ihrer Forderung vermintes Terrain betreten hatte. Daher ihr komödiantischer Ton. Als Stefanie daraufhin aber widerspenstig die Arme verschränkte und weiterhin nichts sagte, platzte ihr der Kragen: «Hey, Ste-heff? Was ist lo-hoos?»

Eine rhetorische Frage, weil Francesca genau wusste, was los war: Kaspar Amrein war Stefanies Schwarm, seit sie vor einem Jahr zusammen das Freifach «Filmen» belegt hatten.

Kaspar wusste allerdings nichts davon. Denn Stefanie hatte sich nicht getraut, es ihm zu sagen. Aber sie hatte ihn ausspioniert und dabei nicht nur herausgefunden, dass er Einzelkind war, keinen Alkohol trank, nicht rauchte, am liebsten Heavy Metal hörte, seine Mutter Chantal und sein Vater Erich hiessen, sondern auch, wie seine Zugangsdaten für die Internetplattform Youtube lauteten. Alles hatte sie in ein Heft geschrieben und wie einen Schatz gehütet.

Stefanie war verständlicherweise gar nicht scharf darauf, Francesca Kaspars Benutzernamen und Passwort für Youtube zu verraten. Und das sagte sie Francesca auch. Als Francesca daraufhin meinte, das sei aber total nötig, fragte Stefanie ungerührt: «Warum?»

Francesca äffte sie nach: «Warum, warum? Ich stelle den Film auf Youtube. Darum. Aber natürlich nicht über meinen Account. Ich habe dir ja gesagt, dass ich die Person kenne. Was, wenn er uns auf die Schliche kommt? Das wäre oberpeinlich. Kaspar hat mega viele Filme hochgeladen. Auf einen mehr oder

weniger kommt's dem doch auch nicht an. Es ist ja nur für kurze Zeit. Sobald wir die Kohle haben, löschen wir den Streifen. Kaspar bekommt gar nichts mit. Ich schwör's.» Sie hob die drei Schwurfinger.

«Ja, aber ist das nicht – ich meine – gefährlich für ihn, wenn der Film ...», begann Stefanie.

Francesca lachte: «Quatsch! Erstens benützt Kaspar ein Pseudonym. Niemand kommt darauf, wer dahintersteckt. Und zweitens hab ich ja gesagt, dass ich den Typen kenne. Der Mann ist nicht gefährlicher als ein Regenwurm. Garantiert. No Problem.»



Samstag, 3. August

Die erste SMS an Francesca setzte Stefanie schon vor acht Uhr ab. Sie wollte ihre Freundin davon überzeugen, auf diese blöde Erpressung zu verzichten. Die ganze Idee war doch Bullshit! Für Erpressung bekam man wahrscheinlich lebenslänglich. Das war etwas ganz anderes, als einem gesichtslosen Konzern wie H & M ein T-Shirt zu klauen. Die rechneten Diebstähle ja sowieso im Verkaufspreis mit ein. Das hatte zumindest Francesca behauptet. Eine Erpressung dagegen war etwas Persönliches. Eine üble Sache. Auf keinen Fall wollte sie Kaspar auch noch in diese Sache verwickeln.

Stefanie tigerte nervös im Zimmer umher. Warum schrieb Francesca nicht zurück? Verzweifelt doppelte sie mit einer weiteren SMS nach. Dabei sollte sie gescheiter packen. In einer Stunde wollten sie ins Tessin abreisen. Mutter hatte zum Geburtstag von einer Tante einen Hotelgutschein bekommen. Diesen wollte sie nun gemeinsam mit ihrer Familie einlösen. «Weil wir doch keine Sommerferien gemacht haben», hatte sie gesagt.

Ihr Handy meldete sich. Francesca! Stefanie kam zu Beginn überhaupt nicht zu Wort. Eine Verräterin sei sie, keine echte Freundin, sondern eine feige Nuss, zischte Francesca. «Und wenn wir schon von Ehrlichkeit und solchem Scheiss reden», fuhr sie schnippisch fort, «dann sollten deine Eltern aber auch erfahren, was du auf deinen Streifzügen durch diverse Berner Läden so alles hast mitlaufen lassen.» Francesca machte eine Pause, in der die Worte ihre Wirkung entfalteten. Dann fügte sie gehässig an: «Du bist doch nur in Kaspar verknallt. Dabei gehst du dem am Arsch vorbei. Du bist dem so was von egal. Oder hat er sich etwa bei dir gemeldet, seit er umgezogen ist?»

Francescas Worte hatten in jeder Hinsicht genau ins Schwarze getroffen. Stefanie lief es eiskalt den Rücken runter, wenn sie daran dachte, dass ihre Eltern womöglich von den Ladendiebstählen erfuhren. Sie musste sich geschlagen geben und versprach, nach Kaspars Zugangsdaten zu Youtube zu suchen.

«Aber heute komme ich nicht mehr dazu. Wir fahren in einer halben Stunde weg. Ich bin erst morgen Abend wieder hier», sagte sie tapfer. Francesca willigte ein.

«Es kann aber spät werden», schob Stefanie noch nach.

\* \* \* \* \*

Als Herr Minder sich auf seinem bejahrten Dreigänger dem Sensesteg näherte, ging es auf neun Uhr zu. Er genoss die belebende Kühle des Fahrtwindes. Auf den Gepäckträger war ein Plastiksack geklemmt und auf Herrn Minders Nase eine Sonnenbrille. Am Lenker schaukelte die Einkaufstasche. Das Ziel seiner Fahrt war die Badi. Auf dem Weg dorthin beschäftigte er sich gedanklich mit

der gestrigen Post.

Im gelben Kuvert ohne Anschrift hatte er eine Einladung gefunden: Frau Hirsbrunner lud ihn zu ihrer Geburtstagsparty ein, die Sonntag in einer Woche stattfinden sollte. Dreissig wurde sie also. Herr Minder war alles andere als glücklich über die Einladung. Hingehen wollte er auf keinen Fall. Aber wie konnte man so etwas ausschlagen? Offenbar waren alle im Haus eingeladen. Er hatte selber gesehen, wie Frau Hirsbrunner die Kuverts in die Briefkästen geworfen hatte. Zum Glück blieb ihm noch eine Woche. Vielleicht fand er bis dahin eine geeignete Ausrede. Er war kein Gesellschaftsmensch und konnte sich nicht vorstellen, welchen Reiz es haben könnte, mit mehr oder weniger unbekanntem Menschen herumzustehen und dazu ein Glas in der Hand zu halten.

Frau Hirsbrunner war zwar durchaus nett. Als er gestern die gewaschenen und inzwischen auch getrockneten Kleider ihrer Kollegin bei ihr abgegeben hatte, hatte sie ihm nochmals überschwänglich für seine Unterstützung bei der Weiherpflege gedankt und ihm einen Kaffee angeboten, den er allerdings ablehnte. In seinem Kopf hatte wieder dieser elende Druck geherrscht. Die Hitze. Das hatte sie verstanden.

Herr Minder stellte sein Velo vor dem Eingang des Schwimmbads ab, das etwas oberhalb des Zusammenflusses von Saane und Sense am Rand der Ebene zu Bösinggen lag. Als er sich hinunterbeugte, um das Rad abzuschliessen, spürte er, wie unter seinen Achseln die ersten Schweisstropfen des Tages das T-Shirt tränkten. Kein Wunder: Es war bestimmt schon weit über zwanzig Grad und der vierzehnte Tag, der über dreissig Grad zu werden drohte.

Deshalb wunderte sich Herr Minder ein paar Augenblicke später darüber, dass die Wassertemperatur auf der Tafel neben dem Badi-Beizli nur gerade zweiundzwanzig Grad anzeigte. Ihm schauderte. Wasser war definitiv nicht sein Element und kaltes erst recht nicht.

Der Grund dafür, dass Herr Minder jeden Freitag das Ungemach eines Bades in fremder Gesellschaft auf sich nahm, war einzig seine Gesundheit.

Der Physiotherapeut hatte ihm geraten, regelmässig zu schwimmen, um seine nach dem Spitalaufenthalt erschlaffte Muskulatur schonend wieder auf Trab zu bringen. «Quäle deinen Körper, sonst quält er dich», hatte ihm dieser nicht nur vor Pseudohumor, sondern auch vor Muskeln strotzende Mann mit dem breitesten Grinsen unter die Nase gerieben, als wäre es der beste Witz. Dazu hatte er seine durchtrainierten Arm- und Brustmuskeln spielen lassen, die sogar unter dem T-Shirt unübersehbar waren. Herr Minder erinnerte sich noch heute daran.

Leider konnte Herr Minder nicht mit einem solchen Body angeben. Daher war es ihm auch nach vielen Monaten noch jedes Mal peinlich, bis auf die Ba-